

Erzähltes Erinnern als Lust am Text

— Felix Hubys *Lehrjahre* (2016) als subjektive Geschichtsschreibung des Nachkriegsdeutschlands —

Manuel Philipp KRAUS

*Jeden Schriftsteller überrascht es
von Neuem, wie das Buch, sobald es
sich von ihm gelöst hat, ein eigenes
Leben für sich weiterlebt.*
(Nietzsche 1980)⁽¹⁾

1. Von den ersten und letzten Dingen und vice versa

„Man schüttet kein dreckiges Wasser aus, wenn man kein reines hat!“⁽²⁾ Dieser unheilschwangere Satz, mit dem der am Dorfrand von Blaubeuren ansässige Historiker Prof. Dr. Alfons Dräger den ehemaligen Kölner Oberbürgermeister und späteren Bundeskanzler Konrad Adenauer in Bezug auf die Wiederintegrierung bzw. Rehabilitierung alter NS-Funktionäre in hohe politische Ämter zitiert, repräsentiert eine Lebenseinstellung, wie sie heute nicht mehr undenkbar, im noch immer von Narben und Trümmern gezeichneten Deutschland der Nachkriegszeit und zu Beginn des Wirtschaftswunders aber durchaus noch ihre Berechtigung für kritischen Anstoß bei der Bevölkerung fand und sich nur einige Jahre später als Bausatz des Hasses in dem zornigen Unmut der Studenten ihrer von der NS-Ideologie stigmatisierten Elterngeneration und dem durch einen braunen Unterton geschwängerten System der

(1) Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. 2.Bd., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1980, S.171.

(2) Huby, Felix: *Lehrjahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2016, S.198.

BRD gegenüber entladen sollte, während im vergleichsweise rapid entnazifizierten Osten eine mit Betonrollen zur Flucht abgesicherte Mauer ihren Gürtel des Schweigens zwischen den Menschen und deren schwindenden Hoffnung dem einst glorifizierten Sozialismus gegenüber immer enger zog und weniger „Establishment“, „Kapitalismus“ oder „SDS“ die Schlagwörter der Stunde waren, sondern: „Grenzverletzter. Mauerschützen. Deutschland. Todestreifen. Diagnose: Spaltungsirre.“⁽³⁾ Im Westen: nichts Neues. Im Osten: die Geburt der Tragödie.

Nach dem Suizid Adolf Hitlers im Führerbunker am 30. April 1945 und der sich kurz darauf anschließenden bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht am 8. Mai 1945 befindet sich das zum großen Teil von den Bomben der Alliierten zertrümmerte und von den Vergewaltigungswellen der Roten Armee seelisch strangulierte Deutschland in einem konstitutiven Reziprozitätsverhältnis an der Grenze zwischen Ende und Neuanfang. Geschichtsbücher und Filme sprechen von der berühmten „Stunde Null“ und nichts könnte diesen Eindruck prägender heraufbeschwören als der 1945 in den Ruinen der alten Reichshauptstadt von Berlin gedrehte und kurze Zeit später von der DEFA vertriebene Film *Die Mörder sind unter uns* von Wolfgang Staudte sowie der 1947 in den nicht weniger gespenstischen Ruinen Berlins abgedrehte Film von Roberto Rossellini *Germania Anno Zero (Deutschland im Jahre Null, 1948)*. Das Land ist wie ein wundgelegter, alter, ausgemergelter Körper auf der Suche nach Rehabilitierung, die Menschen darin erschöpft und ausgezerrt, sich jedoch stets bewusst, dass nur in einer starken Gemeinschaft ein Wiederaufbau funktionieren kann.⁽⁴⁾ Doch der Nullpunkt der

(3) Berg, Stefan: 9. November 1989: Das Puzzle der Einheit. In: Weinzierl, Alfred / Wiegrefe, Klaus (Hrsg.): *Acht Tage, die die Welt veränderten. Die Revolution in Deutschland 1989/90*. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2015: S.170.

(4) Vgl. dazu das Interview mit dem Historiker und wissenschaftlichen Leiter des DDR-Museums in Berlin im Rückblick auf seine Kindheit in der sowjetischen Besatzungszone der Nachkriegszeit: „Wenn wir uns geprügelt haben, kam sofort jemand angerannt und sagte: ‚Wenn sich schon die Kinder prügeln, wie sollen sich dann die Völker verständigen?‘“ Wolle, Stefan: „Es gab eine Idylle, doch die war fürchterlich“. Interview in *Geo Epoche: Die DDR*. Hamburg: Gruner + Jahr GmbH, 2013, S.158.

Geschichte wird sich als „Geschichte einer Teilung durch das gesamte [...] Denken“⁽⁵⁾ Deutschlands ziehen.

Hunderte von Städten sind bis zu ihren Grundmauern zerbombt und niedergebrannt, ziehen sich filigran und taphonomisch wie ein Fossil als Petrefakt des Grauens über die ausradierte Landkarte. Neben Berlin sind Hamburg und Dresden darunter sicherlich die gravierendsten Beispiele. Feuerstürme und Bombenhagel haben eine apokalyptische Landschaft hinterlassen, den einstigen Stolz der Bevölkerung usurpiert. Die circa „1,4 Millionen Tonnen Bomben“ der Alliierten haben „zwischen 400000 und 570000 Zivilisten“⁽⁶⁾ das Leben gekostet. Zwischen den Trümmern kauern die wenigen Überlebenden, stets auf der Suche nach Nahrung und einem Stück Hoffnung. Beides ist in diesen Zeiten Mangelware. Nicht einmal auf dem Schwarzmarkt mehr lässt sich um ein Stück Hoffnung feilschen. Zu hoch die Preise. Zu gering das Angebot. Viele geben durch die zum Teil an Irrsinn anmutende Agiotage ihrer Verzweiflung gewaltvollen Ausdruck und entscheiden sich für einen schmerzvollen, einsamen Tod zwischen den scharfkantigen Trümmerstücken zerklüfteter Häuserruinen, aus denen vorerst niemand mehr auferstehen wird. Andere werden ermordet, weil sie vielleicht etwas besitzen, was man brauchen könnte. „Mord an einer unbekanntem Frau‘, vermerkt Polizeiinspektor Stave von der Kripo im Protokoll“, nachdem man am 28. März 1946 „gegen 7.25 Uhr [...] im Herrengabendfleet, mitten in der Hamburger Innenstadt, die Leiche einer Frau entdeckt. [...] Eine namenlose Tote in Trümmern – keine Sensation in einer Stadt, die zur Hälfte aus Ruinen besteht, in der ganze Wohnviertel einfach verschwunden, in der während der letzten drei Jahre Zehntausende gewaltsam gestorben sind“.⁽⁷⁾

Die Nachkriegsruinen sind zumindest in der Anfangszeit ein gesetzloser

(5) Vgl. hierzu: Paulick, Christian: *Eine Spurensuche anormaler Identität im Werk Michel Foucaults*. Weinheim: Beltz Juventa, 2018: S.42.

(6) Kucklick, Christoph: Terror gegen den Terror? In: *Geo Epoche: Feuersturm – Hamburg 1943*. Hamburg: Gruner + Jahr GmbH, 2018, S.34.

(7) Rademacher, Cay: Alltag in den Trümmern. In: *Geo Epoche: Deutschland nach dem Krieg 1945-1955*. Hamburg: Gruner + Jahr AG & Co, 2002, S.74.

Raum ohne Macht von oben oder unten. Ganz anders als im Revolutionsjahr 1918, als von beiden Seiten, Volk und Regierung, die historische Determinierung der Macht erfolgte. Im Jetzt des 1945 stellt sich jedoch die Frage, ob man nicht lieber von der Endzeit sprechen sollte? Ende und Anfang gehen dichotomisch fließend ineinander über, bilden eine in bizarrer Hinsicht harmonische Ordnung, in die sich die Fluktuation eines janusköpfigen Chaos mischt. Doch Ordnung und Regeln existieren nicht mehr. Eine Leiche mehr fällt kaum noch auf. Demokratisierung, Denazifizierung, Demontage und Demilitarisierung der Bevölkerung durch die vier Besatzungsmächte sind die den Zeitgeist prägende Termini, mit denen versucht wird, Licht auf den Hochaltar eines dunklen Zeitalters zu bringen. Doch diese anders formulierte Aufarbeitung dient mehr dem Zweck, als dass sie die Mittel heiligen würde und wird dementsprechend von der in Anführungszeichen ‚heimgekehrten‘ intellektuellen Elite gleich zu Beginn kritisch beleuchtet, um zwanzig Jahre später dann, von nach den politischen Sternen viel zu hoch greifenden Studenten missinterpretiert und für einen Zweck ausgelegt zu werden, der nicht im Geringsten der hochgeistigen Intention der Verfasser entsprach. Und dennoch sind sie im Tabernakel der Erinnerungskultur noch immer als prägende Worte aufbewahrt und konsekriert. So hatte schon Theodor W. Adorno 1959 „unter der Fragestellung *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit* die Hemmnisse benannt, die der Ausbildung einer nach- und nicht faschistischen Identität in der Bundesrepublik entgegenstanden.“⁽⁸⁾ Die Politik Adenauers in Westdeutschland versprach zwar diese Art der Aufarbeitung, aus heutiger Sicht aber wissen wir längst, dass zu jener Zeit nichts anderes galt als folgendes Motto: „Wer sich keine unnützen Gedanken macht, streut keinen Sand ins Getriebe.“⁽⁹⁾ Doch bevor es zu dieser Politik kommen konnte und durfte, musste sich das „Junge Deutschland“, wie es von den Gründern der Zeit-

(8) Vogt, Jochen: „Nicht mehr mitspielen, nie mehr vergessen“ Nonkonformistische Motive in Romanen der Adenauer-Zeit. In: Vogt, Jochen: *Erinnerung, Schuld und Neubeginn*. Bern: Peter Lang, 2014, S.138.

(9) Ebd., S.4.

schrift „Ruf“, Alfred Andersch und Hans Werner Richter, genannt wurde, erst selber finden, inmitten von Ruinen und Trümmern, aus denen erst mit unsicheren Schritten unter den Besatzungsmächten Amerika, England, Frankreich und UdSSR eine Neuentwicklung und Auferstehung eines neuen, kräftigen, aber stets mit kritischen Argusaugen beobachteten Phoenix von-statten kommen konnte. Und dennoch finden sich zumindest im Westen Deutschlands viele ehemalige Parteifunktionäre mit zweifelhafter Vergangenheit nach ihrer Entnazifizierung, die zum Teil von den Besatzungsmächten selber nicht ganz ernst genommen wurde, wieder in aussichtsreicher Position, angefangen in den kleinen Kabarett-Betrieben in Berlin bis hin zum politischen Geschehen wie der Gründung der „Notgemeinschaft der Kunst“ unter dem späteren ersten Bundespräsidenten Theodor Heuss, wobei ein Großteil der Bevölkerung dieser Wiedereingliederung von mit den Nationalsozialisten kokettierenden Kulturgrößen nicht so abgeneigt gewesen scheint, wie der Protest „einer stattlichen Zahl prominenter Berliner dagegen, dass Wilhelm Furtwängler das Philharmonische Orchester Berlin nicht mehr als Dirigent leiten durfte [...] mit ‚Hierbleiben! Hierbleiben!‘-Rufen skandierte“.⁽¹⁰⁾

Geradezu programmatisch jedoch widersetzt sich in *Lehrjahre* (2016), dem zweiten Band der von Felix Huby beim Tübinger Klöpfer & Meyer Verlag veröffentlichten autobiographischen Trilogie, die mit *Heimatjahre* (2014)⁽¹¹⁾ begonnen und mit *Spiegeljahre* (2018)⁽¹²⁾ nun abgeschlossen wurde, Christian

(10) Vgl. hierzu die Ausführungen in Brenner, Wolfgang: *Zwischen Ende und Anfang. Nachkriegsjahre in Deutschland*. München: dtv Verlag, 2016, insb.: S.174-191, sowie S.181 und S.187.

(11) Huby, Felix: *Heimatjahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2014 sowie Frankfurt am Main: Fischer, 2017.

(12) Huby, Felix: *Spiegeljahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2018. Bei allen drei Teilen muss jedoch hinzugefügt werden, dass sie ungleich zur exemplarischen Autobiographie wie in etwa bei Walter Kempowski, Gerhard Henschel, Karl Ove Knausgård oder Bernd Wagner keinen Gebrauch des Ich-Erzählers machen, sondern aus der auktorialen Erzählperspektive das Geschehen schildern. Auf diese Weise erreicht Huby trotz der Darstellung seiner eigenen Erlebnisse die relevante Distanz, um seine subjektive Geschichtsschreibung authentisch zu machen und knüpft zumindest in Teilen an die Erzähltechnik von Brigitte Reimanns 1974 posthum veröffentlichten autobiographischen Roman *Franziska Lichterhand* an.

Ebinger, Protagonist und Alter Ego von Felix Huby, als kleines Sandkorn dieser bürgerlichen und von einer Persilschein-Ideologie durchtränkten, malmenden Entfremdungsdenkmaschine inmitten einer bieder-konservativ anmutenden Dorfgesellschaft im bis auf Stuttgart vom Bombenhagel eher verschonten Baden-Württemberger Ländle.

Mit einem großen Schrecken endete nach dem tragischen Unfalltod seiner ersten großen Liebe Sarah in Israel der erste Band der grandiosen *Heimatjahre*, die abgesehen von ihrer zeitlichen Einordnung durch die zart berührende Beschreibung der Natur und der fast schon lebenseinhauchenden Ausstaffierung der einzelnen, selbst unbedeutenden Charaktere an die Tradition von Stifters *Nachsommer* oder *Verlorene Illusionen* von Honoré de Balzac anknüpften.

Mit einem Schrecken anderer Art dagegen beginnt der neue Abschnitt in Christian Ebingers Leben, als er nach seinem Volontariat in Ulm bei der Schwäbischen Donau-Zeitung als 21jähriger Lokalredakteur plötzlich in das behagliche und kleinbürgerliche Blaubeuren auf der Schwäbischen Alb versetzt und „ins Kalte Wasser geworfen“⁽¹³⁾ wird. Das Lokalkolorit ist so, wie man es für die konservative Adenauer-Ära zwischen 1949 und 1963 in West-Deutschland nicht anders erwarten würde und wie sie auch Felix Huby selbst nach seinem Volontariat bei der heutigen Südwest-Presse durch seinen Einstieg in die Journalistenlaufbahn erlebt hat:⁽¹⁴⁾ alte, noch immer in Braun getünchte linientreue, der Zucht und Ordnung huldigende Lokal-Ideologie trifft auf neu aufkeimenden, leicht rotgefärbten, rebellierenden Zeit- und Künstlergeist und Ebinger, als Redakteur und Unparteiischer zur politischen Neutralität verpflichtet, tritt kein leichtes Erbe seines Vorgängers Bertram Sommer an, der ihm schon zu Beginn nahelegt, kein Sand ins Getriebe zu streuen und den Dingen ihren ‚natürlichen‘ Gang zu lassen. Was hier wie die trügerische Fallgrube der Nachkriegszeit anmutet, trägt in Wirklichkeit die

(13) Kanold, Jürgen: Felix Huby neuer Romane: Lehrjahre in Blaubeuren. In: *swp.de*, letzter Zugriff am: 04.12.2019.

(14) Ebd.

Züge des klassischen Anti-Heimatomans, obwohl Huby diesen gar nicht zur Intention hat und *Lehrjahre* vielmehr authentischer Entwicklungsroman als zeitkritisches Dokument der Vergangenheit sein möchte. Dennoch, die „intensiver ins Ländliche zielende sozialistische Bildungspolitik [...], ein verstärktes Interesse für das Landleben, das man nicht nur hinter Ansichtskarten“⁽¹⁵⁾ betrachten muss, diese genrespezifischen Facetten finden sich alle in Hubys *Lehrjahre*. Auch nach der ersten ernüchternden Pflichtbegegnung mit dem Blaubeurer Bürgermeister ertappt sich der Leser schon fast dabei, von einem „Land ohne Eigenschaften“⁽¹⁶⁾ zu sprechen, oder zumindest von einem, dass sich erst auf die erneute Suche dieser Eigenschaften zu machen und im Sinne des 2017 verstorbenen Historikers Bernd Bonwetsch „die Wahl einer neuen Zukunft, aber auch die einer neuen Vergangenheit [hat]“.⁽¹⁷⁾ Um es frappierend einfach auszudrücken: „Er [Ebinger, M.K.] trifft auf eine behäbige Stadtgesellschaft, in der Wenige bestimmen, was für die Vielen zu gelten hat.“⁽¹⁸⁾ Und auch wenn die Vergangenheit stets präsent ist, man spricht nicht darüber, will sich auch gar nicht erinnern oder Erinnerungen daran heraufbeschwören. Kein Combray also, sondern deutsche Nachkriegsgeschichte in Echtzeit, in der nach wie vor der Devise der *policy of postponement* Folge geleistet wird: „jetzt aufbauen, später säubern.“⁽¹⁹⁾

Doch wie schon in *Heimatjahre* beweist auch in *Lehrjahre* der stets ambitionierte Ebinger mit seiner württembergischen Spitzzüngigkeit und dem für ihn so typischen Schelmencharakter, dass er trotz seines noch jungen Alters fast jeder Aufgabe gewachsen sein möchte. Dieser fingierte Wille zur Macht täuscht aber, selbst wenn es für ihn immer nur wie ein Spiel

(15) Zeyringer, Klaus: *Österreichische Literatur seit 1945*. Innsbruck: Studienverlag, 2008, S.133.

(16) Vgl. dazu Menasse, Robert: *Das Land ohne Eigenschaften. Essay zur österreichischen Identität*. Wien: Sonderzahl, 1992.

(17) Vgl. hierzu Eichenberg, Ariane: *Familie -Ich - Nation*. Göttingen, V&R unipress, 2009, S.81.

(18) Spahnel, Thomas: Huby erzählt über seine Zeit als Blaumännle-Redakteur. In: *swp.de*, letzter Zugriff am: 04.12.2019.

(19) Kucklick, Christoph: Ein Volk vor Gericht. In: *Geo Epoche: Deutschland nach dem Krieg 1945-1955*. Hamburg: Gruner + Jahr AG & Co, 2002, S.106.

erscheint, dass seinem Sein zu Grunde liegt und bei dem er nur die richtigen Karten zu legen hat, ohne darauf zu achten, dass sein Kartenhaus stets dem Einsturz nahe ist. Aber wenn wie bei der Heimspiel-Lesung im Dettenhäuser Fleckatheater der schon betagte Felix Huby vor dem Publikum sitzt und seinen Vortrag schmunzelnd mit „Und des isch alles authentisch“⁽²⁰⁾ kommentiert, dann weiß man ohnehin, dass sich auch in *Lehrjahre* alles zum Guten wenden wird und die letzten Dinge so werden, wie sie nun einmal werden müssen. Den Dingen ihren Lauf lassen, aber eben in die richtige Richtung. Und die bewegt sich nun mal der Zukunft, und nicht der Vergangenheit entgegen. Und vice versa.

2. Zur Geschichte der moralischen Empfindungen

Wie in keinem anderen Werk, das im Zuge der „Westalgie-Welle“⁽²¹⁾ im 21. Jahrhundert verfasst wurde, prallen in *Lehrjahre* der Glaube an Gut und Böse in Form einer monadologischen Theodizee unaufhaltbar aneinander. So schafft es zwar Brigitte Glaser in ihrem 2016 beim Ullstein Verlag veröffentlichten Roman *Bühlerhöhe*⁽²²⁾ die politischen Hintergründe des Attentats auf Konrad Adenauer 1952 mit der profanen Realität des Berglebens und der Heimatidylle rund um das renommierte Kur- und Luxushotel in der Nähe von Baden-Baden zu verknüpfen, doch man merkt der rigiden Wortwahl und dem stockenden Satzfluss an, dass *Bühlerhöhe* nur eine kluge und eloquente Collage von Sekundärwissen ist und irgendwo auf halber Höhe auf der Strecke bleibt. Ebenso dienen auch in Peter Pranges *Unsere wunderbaren Jahre* (2017)⁽²³⁾ die moralischen Empfindungen der Protagonisten nur zu Ausstaffierung einer letztlich trivialen und durchaus „ostalgie“ gesponnenen, seichten Liebesgeschichte mit Bunte-Duktus, die sowohl an ihrer exaltierten und zur Weitschweifigkeit neigenden Länge als auch an ihrem affektierten und pathetischen Glaubwürdigkeitspathos zu leiden hat.

⁽²⁰⁾ Bauknecht, Werner: Pointen aus der Zeit der Patriarchen. In: *tagblatt.de*, letzter Zugriff am: 04.12.2019.

Anders bei Felix Huby. Hier spürt man, dass einer schreibt, der dabei und mittendrin im Geschehen war, der das Leben auf dem Land kennt, die dortigen politischen und moralischen Komplikationen, die Augenwischerei und den dort so selbstverständlichen Nepotismus selber erfahren oder darun-

(21) Zurückgehend auf den Satiriker Uwe Steimle wurde das Kofferwort „Ostalgie“ ab den 1990er Jahren als Neologismus für die vehemente Ostdeutschland-Reminiszenz verwendet und fand in vielen Werken der deutschen aber auch amerikanischen Belletristik Niederschlag. Vgl. dazu die Arbeit von Ahbe, Thomas: *Ostalgie. Zum Umgang mit der DDR-Vergangenheit in den 1990er Jahren*. Sonderausgabe für die Landeszentrale für politische Bildungsarbeit Berlin. Thüringen: Landeszentrale für politische Bildung, 2005, S.7.

Vor allem Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts entwickelte sich in der deutschen Gegenwartsliteratur eine starke Tendenz zu ‚ostalgieischen‘ Themen, die „ein Mini-Abbild der DDR“ (Brandt, Sabine: Ja, mein Bürger ist ein Maler. In: *faz.de* vom 17.07. 2006, letzter Zugriff am 24.12.2019) leisten. Vgl. dazu insbesondere *Am kürzeren Ende der Sonnenallee* (1999) von Thomas Brussig, *Krokodil im Nacken* (2002) von Klaus Kordon, *Polninken* (2002) von Arno Surminski, *Die Insel* (2005) von Matthias Wegehaupt, *Neue Leben* von Ingo Schulze (2005), *Der Turm* (2008) von Uwe Tellkamp, *Plan D* von Simon Urban (2011), *In Zeiten des abnehmenden Lichts* (2012) von Eugen Ruge, *Brüder und Schwestern* (2013, 2017) von Birk Meinhardt, *Das halbe Haus* (2014) von Gunnar Cynybulk, *Kinder der Freiheit* (2014) von Ken Follett, *Das gibt's in keinem Russenfilm* (2015) von Thomas Brussig, *Die Jahre im Zoo* (2015) von Durs Grünbein, *89/90* (2015) von Peter Richter, *Kruso* von Lutz Seiler (2015) *Skizze eines Sommers* (2016) von André Kubiczek, *Frohburg* (2016) von Guntram Vesper, *Die grüne Grenze* (2017) von Isabel Frago Cole, *Peter Holtz. Sein glückliches Leben erzählt von ihm selbst* (2018) von Ingo Schulze oder *Die Sintflut in Sachsen* (2018) von Bernd Wagner.

Parallel dazu entwickelte sich mit der „Westalgie“ eine literarische Gattung, die distanziert von den genrespezifischen Nachkriegsromanen wie in etwa von Siegfried Lenz, Günter Grass, Martin Walser oder Heinrich Böll ihren Schwerpunkt zwar auf die Nachkriegszeit und die Nachwirkungen der NS-Ideologie auf das deutsche Volk setzen, ausgehend vom Wirtschaftswunder der 50er und 60er Jahre aber mehr die menschliche Gesellschaft, deren Optimismus und Zukunftsglauben sowie die damals obligatorischen, aus heutiger Sicht aber vielmehr mit Nostalgie und Wehmut betrachteten Werte ins Zentrum ihres Erzählens stellen. Beispiel hierfür wären *Heile Welt* von Walter Kempowski (1998), der in jeder Hinsicht als Vorreiter und Chronist dieses Genres betrachtet werden darf, die autobiographischen Romane *Kindheitsroman* (2004) und *Jugendroman* (2009) von Gerhard Henschel, *Freiheitsstraße* (2007) von Alfred Lambeck, *Trilogie des Erinnerns* (2008) von Christian Haller, *Landgericht* (2012) von Ursula Krechel, *Kronhardt* (2012) von Ralph Dohrmann, *Klack* (2013) von Klaus Modick, Teile von *Herrliche Zeiten* (2014) von Norbert Leithold, *Bella Germania* (2016) von Christian Speck, *Unsere wunderbaren Jahre* (2017) von Peter Prange oder *Altenstein* (2017) von Julie von Kessel.

(22) Glaser, Brigitte: *Bühlerhöhe*. Berlin: Ullstein Verlag, 2016.

(23) Prange, Peter: *Unsere wunderbaren Jahre*. Fischer Verlag, 2017.

ter zu leiden hatte. Huby kann hier also ganz deutlich in der Fortführung einer literarischen Tradition genannt werden, die innerhalb der Literaturwissenschaft als „Dorfgeschichte“ oder „bäuerliche Epik“ zu zählen ist, indem er sowohl in *Heimatjahre* als auch in *Lehrjahre* ganz eklatant die „Bindung an eine lokale, soziale, ökonomische und kulturelle Wirklichkeit (Dorfgemeinschaft, Sozial- und Agrarstruktur, Landschaft, Heimat, Provinz usw.), ihre Publikumsbezogenheit [...], ihre Nähe zur Unterhaltungs- und Trivilliteratur“ und auch ihre „psychologischen Perspektiven“ anknüpft.⁽²⁴⁾ Auf der anderen Seite aber begeht Huby in beiden Werken auch den Versuch, eine Anknüpfung des Erziehungs- an den Vaterroman zu schaffen, ohne dabei auf die erzählerische Struktur des lyrischen Ichs zu achten. Auch wenn nicht omnipräsent, steht die dominante Vaterfigur, der Grundschullehrer und ehemalige Parteifunktionär Albert Ebinger, stets im Hintergrund als kommentierender, kritisierender und stets die alten, ideologischen Werte repräsentierender Schatten Christians, von dem er sich gerade durch seine sozialkritische und gegenkulturelle Haltung annähern und zugleich distanzieren möchte. So überrascht es dann auch nicht, dass sich die *Heimatjahre* und *Lehrjahre* ohne Probleme in die Definition des Vaterromans einordnen lassen, wie sie zum Beispiel bei Eichenberg (2009) darstellt wird:

„Bruch und Abrechnung gegen Kontinuität und Verstehen-Wollen; Schuld, Anklage, Auflehnung gegen Übertragung, Verstrickung und Verschränkung; Identitätsgewinn durch die Auseinandersetzung mit einer Elternfigur (Vater) [...]“⁽²⁵⁾

In erster Linie merkt man aber auch, dass hier einfach nur ein begabter Geschichtenerzähler am Werk ist, aus dem die Übung seit dem Kindesalter spricht. So verrät Huby lange vor der Veröffentlichung seiner Trilogie der Zeitung *Die Zeit*:

⁽²⁴⁾ Vgl. hierzu: Hein, Jürgen: *Dorfgeschichte*. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1976, S.1.

⁽²⁵⁾ Eichenberg, Ariane (2009): *Familie – Ich – Nation*. Göttingen: V&R unipress, 2009, S.18.

„Ich komme aus einer Familie von Geschichtenerzählern. Abends um sechs Uhr haben wir uns alle im Haus versammelt: meine Eltern, wir drei Geschwister, oft waren noch Freunde da. Jeder musste erzählen, was ihm den Tag über passiert ist. Natürlich hat nicht jeder jeden Tag etwas Spannendes erlebt, die Geschichten waren also meist mehr erfunden als wahr oder so ausgeschmückt, dass es sich lohnte, zuzuhören. So bin ich in Übung gekommen.“⁽²⁶⁾

Dass bei dieser stilsicheren Übung manchmal die politischen Anschauungen des Autors aus der Geschichte durchblicken, tut dem Werk aber keinen Abbruch, indem die Polarisierung zwischen Gut und Böse, zwischen Gegenwart und Vergangenen, zwischen politischer Aufgeklärtheit und falschem Ideologieglauben viel prägnanter ins Bild gestellt wird, als es in den oben genannten Werken möglich ist. Im Blaubeuren des Jahres 1962 ist es so, wie man es tatsächlich selber noch heute auf dem Land in Süddeutschland kennt und pflegt. Dorfidylle und religiöser Zusammenhalt sind nur Fassade, die umso leichter ihre Porosität offenbaren, desto tiefer man versucht, in der Materie des menschlichen Charakters zu graben und eine Archäologie des Erinnerns zu betreiben. Im Dorf sind die kirchlichen Vertreter weniger metasprachliche Heilsbringer als Interessensvermittler im politischen Sinne. Allzu deutlich wird dies beim Zusammentreffen von Bürgermeister Hepf, Pfarrer Fischer, dem Arzt Dr. Konzelmann und dem Juristen Hubertus Müller im gemütlichen Gasthaus Schwarzen Adler. Lokalpolitik, Judikation, Jurisdiktion und Äskulapstab greifen dort noch Hand in Hand wie die scharfen und unnachgiebigen Zahnräder einer gut geölten Maschine. Widerspruch hat stets ein übles Nachspiel, indem man auf die Beziehung zu anderen, höheren Ämtern referiert. Gegen diese infernalischen, aber für die damalige Zeit obligatorischen Machtintrigen hat sich der junge Nachwuchsredakteur Ebinger vehement zur Wehr zu setzen. So unterstützt er trotz oder gerade wegen des Wohlwissens seines zur Neutralität verpflichtenden Berufs, den politisch

⁽²⁶⁾ Schenk, Arnfried: Geschichten ohne Ende. In: *zeit.de*, letzter Zugriff am 04.12.2019.

unbescholtenen und leicht apathisch-naiv agierenden Bürgermeisterkandidaten Thomas Raible bei seinem Wahlkampf gegen den amtierenden Bürgermeister Hepf. Aber auch hier werden dem jungen Ebinger schnell seine Grenzen zu erkennen gegeben und er muss sich spätestens dann sein Scheitern eingestehen, wenn bei der Bürgermeisterwahl die von Hepf repräsentierten alten Werte den neuen von Raible vorgezogen werden und genau diejenige politische Einstellung der Dorf- und Kleinstadtgesellschaft wieder spiegeln, wie sie auf dem Land zwar gerne dementiert, unter dem Mantel der Stammtischgesellschaft aber grundsätzlich lautstark repräsentiert werden. Wie sonst lässt es sich dann noch erklären, dass ein renommiertes und von der damaligen Kritik durchaus gefeiertes und mit hohen Absätzen verkauftes Theaterstück wie Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“ aus dem Hause Rowohlt damals im neu eröffneten Theater von Blautopf-Theo Dentler der Obrigkeit der Stadt nicht angemessen scheint, da es durch seinen existentialistischen Grundton jeglichen Idealen derjenigen widerspricht, die während des Kriegs ihren Dienst bei der Wehrmacht oder der SS versehen haben und unabbringlich von ihrem Glauben an die alten Werte einer mehr aufgeklärten Gegenwart und Zukunft entgegenwirken wollen. Doch wo das moralische Empfinden der ideologischen Wertvorstellung auf den zunehmend vom Joch dieser betagten Maximen eingeengten Menschen trifft, wird ein Brandherd entfacht, der den Menschen aus seiner zur Freiheit verurteilten Existenz erlöst. War es in *Heimatjahre* die vehemente Auflehnung gegen die vom Vater Albert Ebinger verteidigten Normen der NS-Zeit, ist es in *Lehrjahre* die fast mit einem aggressiven Unterton herausklingende Intoleranz gegenüber die im braunen Dickicht verfangenen Ideale der deutschen Spießbürgergesellschaft und die Hinwendung an einen „seltsamen Individualismus, in dem sich das moderne Bewusstsein zweifellos ein klein wenig wiedererkennt“⁽²⁷⁾ und in dem der Dichter in seiner besten Rolle brilliert, die

(27) Deleuze, Gilles: Nietzsches Gelächter. In: Deleuze, Gilles: *Die einsame Insel. Texte und Gespräche 1953-1974*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S.188.

ihm jemals auf seiner Bühne namens *Wirklichkeit* zugekommen war: als „Ingenieur der Seele“.⁽²⁸⁾

3. Das religiöse Leben

„Nun sag, wie hast du's mit der Religion? Du bist ein herzlich guter Mann, allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.“⁽²⁹⁾ Nicht treffender könnte die berühmte und oft zitierte Gretchenfrage auf die religiöse Apathie der Protagonisten in Felix Hubys Autobiographie sein, denn auch wenn es stets der kleindörfliche Kirchturm ist, der vom Bucheinband der ersten zwei Hardcover-Ausgaben *Heimatjahre* und *Lehrjahre* scharf aus dem Vordergrund ins Auge des Betrachters sticht, so wenig an religiöser Devotion und Verehrung findet sich in den Werken selbst. Aus den Augen, aus dem Sinn, also? Die Kirche mag ohne Zweifel ihren durchaus relevanten Stellenwert und ihre Referenzfunktion der Seelsorge in der Nachkriegszeit besitzen, im Werk von Felix Huby spürt man davon allerdings nur wenig. Vielmehr wird der geistlichen Jurisdiktion mit Misstrauen und Spott begegnet. Ist es in Walter Kempowskis „Heile Welt“ (1998)⁽³⁰⁾ noch obligatorische Aufgabe des Junglehrers und Protagonisten Matthias Jänicke nach seiner unmittelbaren Ankunft im kleinen Heidendorf dem hiesigen Bürgermeister und Pfarrer vorstellig zu werden, hat es der junge Christian Ebinger lediglich mit dem korrupten Bürgermeister Matthias Hefz zu tun. Der örtliche evangelische Pfarrer Fischer offenbart erst als Stammtischkollege des Bürgermeisters im Gasthaus Schwarzen Adler sein wahres Gesicht, nachdem sich die Wut von Hefz auf Ebingers Artikel in der Kreiszeitung entlädt:

„Jedenfalls muss der Kerl hier weg“, rief der Bürgermeister entschieden. „Der

⁽²⁸⁾ Vgl. hierzu den Artikel: Stalin und wir. aus *zeit.de* am 08.08.1986, letzter Zugriff am 04.12.2019.

⁽²⁹⁾ Goethe, Johann Wolfgang von: *Goethe. Werke*. Hamburger Ausgabe, 3. Bd., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1982, S.109.

⁽³⁰⁾ Kempowski, Walter: *Heile Welt*. München: Albrecht Knaus Verlag, Neuauflage von 2018. Ursprünglich 1998 bei selbigem Verlag.

Wahlkampf steht ins Haus. Und wenn der mich weiter anschießt, traut sich vielleicht doch noch einer, gegen mich anzutreten.“

„Da sei Gott vor“, sagte Müller beflissen.

„Den lieben Gott wollen wir dafür lieber nicht anrufen“, meldete sich Pfarrer Fischer leise. Es war das erste Mal, dass sich der evangelische Geistliche an diesem Abend zu Wort meldete. „Aber irgendwann wird der junge Mann einen Fehler machen und dann müssen wir rasch und entschieden handeln.“⁽³¹⁾

Und diesen Fehler begeht Christian Ebinger – der steigenden Spannungskurve gerecht werdend - tatsächlich, als er in seiner gut gemeinten Hektik vergisst, für Axel Ölmüller die für die nächste Woche aufgegebene Todesanzeige für dessen Vater, den einstigen Generaldirektor der Zementwerke, in die Zeitung zu setzen. Da es durch Christians Fehler nun zu einer Änderung im Datum der Beisetzung kommt, führt der nächste Weg des erzürnten Ölmüllers zu Pfarrer Fischer, der „als er hörte, worum es ging, [...] sich gerne unterbrechen [ließ]“⁽³²⁾ und kurz darauf den Bürgermeister Hepf triumphierend informiert:

Kaum hatte sein Gast das Pfarrhaus verlassen, riss der Geistliche den Telefonhörer von der Gabel, wählte die Nummer des Bürgermeisters. Als Matthias Hepf sich meldete, trompetete der Pfarrer: „Wir haben ihn! Matthias, wir haben ihn!“⁽³³⁾

Von diakonischer Barmherzigkeit mit den Mitbrüdern der Gemeinde und Vergebung also keine Spur, und so ist es kein Wunder, wenn sich in der Bevölkerung von Blaubeuren diese „fidele Resignation“⁽³⁴⁾ abzeichnet, wie Christian mit Bezug auf den eigentlich erst 1964 veröffentlichten Roman *Mein Name sei Gantenbein* von Max Frisch „das Verhalten vieler Menschen in der

(31) Huby, Felix: *Lehrjahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2016, S.148.

(32) Ebd., S.165.

(33) Ebd.

(34) Ebd., S.175

Nachkriegszeit⁽³⁵⁾ charakterisiert. Religion ist also nicht mehr der rettende Ast, an dem sich so viele während des Kriegs in ihrer Not festzuhalten pflegten, sondern nur noch der Vorwand eines in der Tradition verhaftenden, lediglich geduldeten Glaubens, der nicht besser mit den Worten aus Nietzsches „Der Antichrist“ (1888) beschrieben werden könnte: „Glaube heisst Nicht-wissen-wollen, was wahr ist“⁽³⁶⁾ und mit dem „heuchlerischen Pfarrer Fischer“⁽³⁷⁾ Symbol einer vom Glauben sich immer mehr entfernenden Generation reflektiert. Nicht der symbolische Gehalt einer Kirchenpredigt ist es, den die Menschen in der Nachkriegszeit fordern. Es ist auch nicht mehr das Gefühl, das alles ist,⁽³⁸⁾ und die Ubiquität Gottes, sondern das Wort der Tat per se wie Thomas Raible zu Christian Ebinger sagt: „Die Leute haben ja alles gerne, was entschieden klingt.“⁽³⁹⁾ Und gerade dieser nicht göttliche (Zeit-) Geist wird der Nachkriegsjugend insbesondere zur Mitte der 60er Jahre einen gewaltdurchtränkten Anlass geben, das Handeln dem Sein voranzustellen und auf der Straße im Namen des Volks das zu fordern, was die vom Ambo herunterschallende Homiletik der Neuzeit nicht mehr erfüllen konnte: die Transsubstantiation des Wortes *lege artis*.

4. Aus der Seele des Künstlers und Schriftstellers

„Ein guter Schriftsteller hat nicht nur seinen eigenen Geist, sondern auch noch den Geist seiner Freunde“⁽⁴⁰⁾ heißt es in „Menschliches, Allzumenschliches“ (1878) bei Friedrich Nietzsche. Auch Christian Ebinger muss erkennen, dass er seinen schriftstellerischen Geist nur dann unter Beweis stellen kann, wenn

(35) Ebd.

(36) Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. 6.Bd., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1980, S.233.

(37) Huby, Felix: *Lehrjahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2016, S.339.

(38) Goethe, Johann Wolfgang von: *Goethe. Werke*. Hamburger Ausgabe, 3. Bd., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1982, S.110.

(39) Huby, Felix: *Lehrjahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2016, S.243.

(40) Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. 2.Bd., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1980, S.162.

er auf sein Umfeld sowie auf seine Freunde und Bekannten zählen kann, die ihm tagtäglich neuen Stoff und Anregungen für seine Artikel sowohl in der *Kreiszeitung*, als auch in der Beilage, dem *Blaumännle*, und seine eigenen erzählerischen Versuche liefern. Auch wenn die schriftstellerischen Ambitionen aus *Heimatjahre* in *Lehrjahre* eher im Hintergrund der journalistischen Arbeit stehen, versucht Ebinger durch seine Artikel sein erzählerisches Talent in der kleinen Kreiszeitung zu entfalten. Dabei lässt sich im Verlauf der Geschichte eine deutliche Steigerung seiner Fertigkeiten verfolgen, was die *Lehrjahre* nicht nur zu einem fulminanten Zeitzeugnis der Nachkriegsgesellschaft macht, sondern auch zu einem modernen Vertreter des Dorf- und Entwicklungsromans, wobei die lakonische Anspielung an Johann Wolfgang von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* sicherlich kein Zufall in der Titelauswahl darstellt und augenzwinkernd hingenommen werden darf.

Sind es zu Beginn noch kürzere Artikel und Fingerübungen über den Protest einer kleinen dem Zeitgeist entsprechenden, anti-autoritär anmutenden Bürgerinitiative gegen den Bau einer örtlichen Müllverbrennungsanlage, das Aussetzen von Haustieren im Wald oder triviale lokalpolitische Angelegenheiten, zeigt Ebinger mit seiner Recherche über die Enteignung und Arisierung ehemaliger jüdischer Betriebe während des Nationalsozialismus sein wahres Talent als politisch ambitionierter Erzähler und Schriftsteller, der in seinem journalistischen Schaffen eher frontal agiert als „Distanz zur konkreten Gegenwart“ bewahrt.⁽⁴¹⁾ Unterstützung offerieren dafür vor allem die alternde Lehrerin Dorothee Niggemeier, Christians Freund, der Goldschmied Rudi Dentler sowie der oben erwähnte Volkskundler und emeritierte Historiker Professor Dr. Alfons Dränger, der Christian über die Entjudung des Kaufhauses Freudenreich im Jahre 1937 aufklärt und Anstoß an seiner groß angelegten Recherche gibt. Neben Lob zieht Christian für seine Arbeit gleichzeitig aber auch die Wut der älteren (Eltern-) Generation auf sich, die in

(41) Vgl. hierzu Hoffmann, Daniel: „Nein, nein, dann soll nur nichts sein“. In: Kroll, Frank-Lothar (Hrsg.): *Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik*. Berlin: Duncker & Humblot, 2000. S.157.

einer Versöhnung des enteigneten Enkelsohns Daniel Freudenreich mit dem Geschäftsmann Friedrich Lutz einen Affront und eine Verhöhnung ‚deutscher‘ Werte sehen und sich Christian gegenüber zunehmend antisemitisch äußern:

Kurz darauf meldete sich wieder ein Mann, ohne seinen Namen zu nennen: „Na, Judenfreunden. Wie viel müssen wir Deutschen wohl noch abdrücken, bis die endliche Ruhe geben?“⁽⁴²⁾

Trotz dieser beschämenden, der Wahrheit aber durchaus nahekommenden Schilderungen über die Reaktion der umliegenden Bevölkerung auf Christians Artikel, ist seine Veröffentlichung gleichzeitig auch ein großer Karriereschub. So meldet sich unmittelbar nach Erscheinen des Artikels die renommierte *Hamburger Illustrierte* als Interessent für eine noch ausführlichere Darstellung der Begegnung zwischen Freudenreich und Lutz.⁽⁴³⁾ Als Schulabbrecher und Wehrdienstverweigerer⁽⁴⁴⁾ ohne einschlägiges Studium hat es der 21jährige Christian Ebinger mit Chuzpe und Intellekt also weiter gebracht, als er sich selber hätte vorstellen können, was sich auch in den selten geäußerten Lobreden seines Vaters, dem Volksschullehrer und ehemaligen Nazi-Ortsgruppenleiter von Fleckendorf, ausdrückt und der sonst lieber mit seinen eigenen Geschichten im Vordergrund stehen möchte.⁽⁴⁵⁾ Dennoch bleibt Christian bescheiden - „Zum Helden taugte ich nicht“⁽⁴⁶⁾ - und anstelle großer Karrierepläne erinnert er sich lieber an die Ideale seines Bruders Gerhard:

„Jedenfalls hasse ich Veränderungen. Ich hab's gern ruhig“. Unwillkürlich musste Christian an seinen Bruder Gerhard denken. Der hatte mit sechzehn als Lehrling bei einer Versicherung angefangen, und sich danach als so begabt erwiesen, dass

(42) Huby, Felix: *Lehrjahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2016, S.365.

(43) Ebd.

(44) Vergleiche dazu die Ausführungen in Huby, Felix: *Heimatjahre*. Frankfurt am Main: Fischer, 2017: S.310f. und S.359f.

(45) Huby, Felix: *Lehrjahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2016, S.283.

(46) Ebd., S.299

seine Firma ihn auf die Versicherungsakademie nach Köln geschickt hatte. Jetzt war er stellvertretender Abteilungsleiter, und er würde sicher im gleichen Unternehmen weiter aufsteigen. Dabei hatten konkurrierende Versicherungen ihm mehrfach Angebote gemacht, die einen großen Karrieresprung bedeutet hätten. Aber er war seinem Arbeitgeber treu geblieben und würde daran sicher auch in Zukunft nichts ändern.⁽⁴⁷⁾

Wie schon in *Heimatjahre* bleibt Christian seinem Charakter treu und verhält sich auch gegenüber seinem Umfeld so, wie es sich für einen Freund zu definieren pflegt: „Mitfreude, nicht Mitleiden, macht den Freund.“⁽⁴⁸⁾ Und wenn ihm sein schwäbischer Charakter gegenüber seiner neuen Freundin und Verlobten Anneliese in Bezug auf ihren Altersunterschied dennoch einmal durchgeht, sind es einfach nur die „Schamtheile der menschlichen Seele“⁽⁴⁹⁾, die ihn nach seiner bitteren Erfahrung mit Sarahs Tod gelehrt haben, andere Menschen mit all ihren Stärken und Schwächen zu lieben.

5. Weib und Kind

So ist es auch die gutbäuerliche, neunundzwanzigjährige Anneliese, die nach dem tragischen Unfalltod von Christians großer Liebe, der Jüdin Sarah, die neue Stelle an seiner Seite annimmt. Waren es in *Heimatjahre* die zahlreichen Stelldichens mit reiferen Damen oder jüngeren Frauen, die ersten Erfahrungen im sexuellen Bereich und dem Bewusstsein einer steigenden Virilität, folgen nun die Lehrjahre der Gefühle im Sinne eines modellhaften Entwicklungs- oder Ausbildungsromans. Mit Anneliese lernt Christian das Unstete, aber auch die Schönheiten einer erwachsenen Liebe kennen, obwohl er sich von Anneliese mehr als Kind denn als Mann (miss-)verstanden fühlt. So entbrennt zwischen den beiden, nachdem Anneliese Christian ihre

(47) Ebd., S.242

(48) Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. 2.Bd., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1980, S.320.

(49) Ebd., S.321.

Schwangerschaft bekannt gibt, ein Streit um die Verantwortung für das Kind:

„Also hör zu: Du bist freigesprochen von jeglicher Schuld.“

Christian sprang auf. „Das hat doch nichts mit Schuld zu tun. Du kriegst ein Kind. Mein Kind! Da werde ich doch nicht so tun, als ob mich das nichts angeht! Hältst du mich für so verantwortungslos?“

„Ich wollte dir eben gerade keine Verantwortung aufbürden.“⁽⁵⁰⁾

Auch wenn Anneliese mit ihrem letzten Satz Christian das Gefühl vermitteln möchte, dass er sich um das Kind keine großen Gedanken machen müsse, ist es nach wie vor ein Zugeständnis dafür, dass sie Christian selbst noch als Kind und ihn nicht als fähig dazu betrachtet, das Kind mit ihr als Vater großzuziehen. Geplagt von Gewissensbissen über den unnötigen Streit und den zwischenzeitlichen Zwiespalt mit Anneliese, offenbart sich Christian in seinem infantilen Gram der örtlichen Gymnasiallehrerin und Schwiegermutter von Thomas Raible, Dorothee Niggemeier, mit der er auch zwischenzeitlich eine kurze Affäre hat:

„Vielleicht heiraten wir“, schloss er.

„Dann hätte Anneliese gleich zwei Kinder, dich und das Baby, das sie offenbar unbedingt kriegen will.“⁽⁵¹⁾

Noch immer kann Christian nicht von Sarah loslassen, obwohl er weiß, dass er sich damit nur noch tiefer ins Unglück stürzen wird. So sagt ihm auch Dorothee in derselben Nacht:

„Du musst endlich mit dieser Geschichte um Sarah abschließen. Du kannst nicht jede Beziehung daran messen, ob sie so ist, wie die mit Sarah wohl geworden

⁽⁵⁰⁾ Huby, Felix: *Lehrjahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2016, S.189f.

⁽⁵¹⁾ Ebd., S.191

wäre. Zusammengelebt habt ihr ja noch nicht. Menschen, die früh gestorben sind, werden von denen, die sie einmal geliebt haben, oft so sehr glorifiziert, dass kein anderer Mensch mehr damit konkurrieren kann. Und das Ergebnis? Du bleibst ein Leben lang einsam.⁽⁵²⁾

Christian muss also zu der Einsicht kommt, dass er sich zwischen der unter dem Schatten der Entfremdung verdunkelnden Liebe zu einer bereits Verstorbenen oder der Liebe zu einer lebenden Frau zu entscheiden hat, die in ihrem Körper ein weiteres Leben, sein Kind, trägt und somit den Kontrast auf der Schwelle zwischen Leben und Tod, zwischen Anfang und Ende umso prägnanter zeichnet. Doch die politischen Zwischenfälle, die Beschäftigung mit dem Fall Freudenreich halten Christian von (s)einer Entscheidung vorerst ab und erst im letzten Drittel der Geschichte öffnet sich Christian auf einer Autofahrt nach Tübingen zu seinem Elternhaus zum ersten Mal Anneliese gegenüber und erzählt ihr, begleitet von weihnachtlichem Schneetreiben, seine Leidensgeschichte mit Sarah:

Sie waren schon auf der Höhe der Burg Lichtenstein, als Christians Erzählung endete. Er sah zum ersten Mal zu Anneliese hinüber. Ihr Gesicht war ernst. Nach einer langen Pause sagte sie: „Und du glaubst, dass du trotzdem lernen könntest, mich zu lieben?“

„Ja“, sagte Christian spontan. „Dich und unser Kind!“⁽⁵³⁾

Auch wenn hier der einer Peripetie oder Katharsis anmutende Eindruck entsteht, dass der Protagonist nun endlich zu sich selber gefunden hat und auf dem Kulminationspunkt seiner Bildung steht, führt der nächste große Streit zwischen Christian und Anneliese deutlich vor Augen, dass es nach wie vor nur ‚Lehrjahre‘ und keine ‚Meisterjahre‘ sind, die der junge Ebinger zu durch-

⁽⁵²⁾ Ebd., S.192

⁽⁵³⁾ Ebd., S.279

laufen hat. Doch neben dem Ärger stellt sich auch eine Einsicht bei Christian ein, wie sie nur bei Erwachsenen zu beobachten ist, die ihren Unmut nicht in Trotz, sondern kritischer Reflexion zum Ausdruck bringen:

Christian lag mit sich selber im Streit. Der Ärger wollte nicht verfliegen. Dabei wusste er nicht, ob dieser Ärger mehr Anneliese galt, als ihm selbst.⁽⁵⁴⁾

Dabei lag es Anneliese in ihrem Hinweis auf eine Verbesserung in Christians Artikel fern, ihn zu belehren. Auch Dorothee weist in ihrem stets guten Rat Christian auf seine ‚männliche‘ Naivität hin:

Dorothee lachte und fuhr sich mit den gespreizten Fingern beider Hände durch ihr kurzes graues Haar: „Männer! Fürsorge bedeutet für euch immer gleich Bevormundung. Und je näher sich die Partner stehen, umso mehr!“⁽⁵⁵⁾

Trotz seiner Einsicht, gibt er sich kurz danach Dorothee in seiner Wohnung über der Redaktion leidenschaftlich hin. Am nächsten Tag folgt auf die echte jedoch eher eine falsche Reue, indem Christian denkt, dass er in seinem „ganzen Leben keine so leidenschaftliche Geliebte mehr treffen“ werde wie Dorothee.⁽⁵⁶⁾ Doch auch hier handelt Christian einmal mehr wie es nur mit Nietzsches Worten auszudrücken ist: „Die Güte einer Ehe bewährt sich dadurch, dass sie einmal eine ‚Ausnahme‘ verträgt.“⁽⁵⁷⁾ Was die Liebe angeht, sind die *Lehrjahre* also mehr Ausbildungs- als Bildungsroman und verweisen hinsichtlich ihrer Katharsis, der reinigenden Wirkung der Gefühle und dem Ausgleich von Leidenschaften eher auf die den *Lehrjahre* nachfolgenden, nüchternen *Spiegeljahre* (2018), mit denen Huby seine fiktive Autobiographie

⁽⁵⁴⁾ Ebd., S.302

⁽⁵⁵⁾ Ebd., S.305

⁽⁵⁶⁾ Ebd., S.309

⁽⁵⁷⁾ Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*. 2Bd., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1980, S.269.

als retardierendes Element im Spannungsbogen der deutschen Nachkriegs- und Gegenwartsgeschichte abschließt.

6. Die Lust am Text

Felix Huby hat mit *Lehrjahre* eine zeitkritische Parabel geschaffen, die zusammen mit der *Deutschen Chronik* von Walter Kempowski wie kein anderes Werk der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur in der Lage ist, die Nachkriegsjahre Deutschlands als erzählte Erinnerung in Form subjektiver Geschichtsschreibung darzustellen. Auf diese Weise wird, um es mit den Worten von Georges Poulet auszudrücken, „der Augenblick, der den Übergang vom ‚Leben‘ zum Schreiben bezeichnet, [zu] einem Akt des Lesens, der von der undifferenzierten Menge von Tatsachen und Ereignissen diejenigen unverwechselbaren Bestandteile trennt, die geeignet sind, in die Komposition eines Textes einzugehen.“⁽⁵⁸⁾ So profan und einfach die Sätze auch gehalten sind, Felix Huby erzeugt damit den Effekt einer unmittelbaren Mimesis, die die damaligen religiösen und politischen Vorgaben so getreu widerzuspiegeln in der Lage ist, wie man es nur vom Naturalismus eines Émile Zola in seinem Familien-Zyklus *Les Rougon-Macquart* kennt, in seiner autofiktionalen Schilderung aber eher der *Recherche* von Proust ähnelt, ohne dabei jedoch stilistisch so komplex auszufern. Huby zeichnet auf diese Weise ein soziales Milieu Deutschlands, wie es heutzutage nur noch selten in der Literatur begegnet, höchstens angeschnitten persifliert wird. Umso bestürzender ist es, dass die bisher veröffentlichten Teile der Autobiographie nicht diejenige öffentliche Achtung und Resonanz der breiten Kritik erfahren haben, die ihnen durchaus gebührt hätten, da autobiographische Entwicklungsromane mehr denn je im Trend liegen, wie die Bestseller der *Min Kamp*-Hexalogie des norwegischen Schriftstellers Karl Ove Knausgård⁽⁵⁹⁾ und *Die Katholische Schule* von Edoardo Albinati⁽⁶⁰⁾ bewiesen haben. Nicht umsonst erklärt es sich,

⁽⁵⁸⁾ Georges Poulet wird hier von Paul de Man zitiert in: Man, Paul de: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S.91.

dass der Name Felix Huby weniger mit seiner brillanten Trilogie *Heimatjahre*, *Lehrjahre* und *Spiegeljahre*, sondern vielmehr mit seinem Schaffen für Film- und Fernsehen in Verbindung gebracht wird. Dies ist umso mehr zu bedauern, da sich viele der bereits oben erwähnten literarischen Werke zwar mit der Nachkriegszeit beschäftigen, um den Ansprüchen der gegenwärtigen Leser gerecht zu werden aber weniger auf die politischen Gegebenheiten und das soziale Milieu Bezug nehmen, als auf eine fiktional handlungsstarke, möglichst dramatische und in vielen Teilen monotone, farblose Erzählstruktur bauen. Lediglich Werke wie *Glückskind mit Vater* (2016)⁽⁶¹⁾, *Trutz* (2017)⁽⁶²⁾ und *Verwirrnis* (2018)⁽⁶³⁾ des niederschlesischen Schriftstellers Christoph Hein schaffen es durch ihre gekonnte Verbindung von Zeitgeist und niveauvoller Unterhaltung an das Werk Hubys heranzukommen und eine bewegte Vergangenheit so zu schildern, dass das Erzählen nicht nur zu einem bloßen Gedächtnisakt, sondern zu einem „Wandlungskontinuum“⁽⁶⁴⁾ wird, in dem das Geschehene wiederentdeckt und kritisch bedacht, aber auch neue Zusammenhänge erschlossen werden können, womit getreu einer poststrukturalistischen Taktik mehr der Leser als der Autor selbst in den Mittelpunkt rückt und die Erzählung synchron zur Erinnerung stattfindet und somit das Barthsche Prinzip der *Lust am Text* eindrucksvoll versinnbildlicht.

Aber auch der gezielte Einsatz der regionalen Mundart, wie schon bei Walter Kempowski⁽⁶⁵⁾, Martin Walser⁽⁶⁶⁾ oder Günter Grass⁽⁶⁷⁾ kongenial verwendet, trägt zu dieser atmosphärischen Erfahrbarkeitsdichte bei und macht die Region um Blaubeuren, Ulm und Tübingen zu einem neuen kulturellen

(59) Die zwischen 2009 und 2011 in Norwegen veröffentlichten 6 Bände der wörtlich übertragenen „Mein Kampf“ (*Min Kamp*) -Hexalogie wurden in Deutschland aus rechtlichen Gründen unter den jeweils unterschiedlichen Titeln *Sterben* (2011), *Lieben* (2012), *Spielen* (2013), *Leben* (2014), *Träumen* (2015) sowie *Kämpfen* (2017) im Luchterhand Verlag herausgegeben.

(60) Albinati, Edoardo: *Die Katholische Schule*. München: Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH, 2018.

(61) Hein, Christoph: *Glückskind mit Vater*. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2016.

(62) Hein, Christoph: *Trutz*. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2017.

(63) Hein, Christoph: *Verwirrnis*. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2018.

(64) Eichenberg, Ariane (2009): *Familie – Ich – Nation*. Göttingen: V&R unipress, 2009, S.81.

Gedächtnis- und Erinnerungsort für eine in Vergessenheit geratene aber dennoch hervorragende und immer noch zu begeistern fähige Literatur, bei der die gleiche Kur gilt, wie sie sich bereits Friedrich Nietzsche verordnet hatte: „den Willen zur Klarheit und Nüchternheit stärken gegen die Lockung des Zwielfichtes“⁽⁶⁸⁾, d.h. also „keine ästhetischen oder metaphysischen Abschweifungen“ wie in etwa dem hochgelobten *Der Turm* (2008)⁽⁶⁹⁾ des mittlerweile stark kritisierten Uwe Tellkamp sondern „die absolute Wirklichkeit kühl als das logisch *erschlossene Wesen der Welt*.“⁽⁷⁰⁾ Oder, um mit Walter Benjamin zu sprechen: „So dürfte von einem unvergeßlichen Leben oder Augenblick gesprochen werden, auch wenn alle Menschen sie vergessen hätte“⁽⁷¹⁾. Dieses „Unvergeßliche“, „als das, was von den Wechselfällen der menschlichen Fähigkeit des Erinnerns und Vergessen unbehelligt bleibt“⁽⁷²⁾ spürt Huby gekonnt auf und bewahrt es in seinen Geschichten für die Menschheit auf, dort wo die Sprache tatsächlich noch stattfindet⁽⁷³⁾ um es als *offenes Kunstwerk* dem Leser zugänglich und sich zu eigen zu machen. Und diese Sprache manifestiert ganz augenscheinlich, dass es nicht mehr – wie

(65) Hier sei insbesondere auf die neunbändige *Deutsche Chronik* von Walter Kempowski verwiesen, die zwischen 1978 und 1984 veröffentlicht wurde und großen Einfluss auf nachfolgende Werke wie etwa die Autobiographie von Gerhard Henschel hatte, der Kempowski in seinen Büchern mehrmals als prägenden Einfluss namentlich erwähnt und das Zusammentreffen mit ihm in seinem *Bildungsroman* (2014) detailliert beschreibt. Vgl.: Henschel, Gerhard: *Bildungsroman*. München: dtv Verlagsgesellschaft GmbH & Co. KG, 2014, S.385ff.

(66) Vgl. dazu: Walser, Martin: *Ein springender Brunnen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2000.

(67) Vgl. hierzu die zur *Danziger Trilogie* gezählten Werke *Die Blechtrommel* (1959), *Katz und Maus* (1961) sowie *Hundejahre* (1963) von Günter Grass.

(68) Safranski, Rüdiger: *Nietzsche. Biographie seines Denkens*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 2013, S.155.

(69) Tellkamp, Uwe: *Der Turm*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2008.

(70) Safranski, Rüdiger: *Nietzsche. Biographie seines Denkens*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 2013, S.161.

(71) Benjamin, Walter: *Gesammelte Schriften*. 4.Bd, Teil I, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1991, S.10.

(72) Roazen, Daniel-Heller: *Echolalien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2008, S.245.

(73) Vgl. hierzu die Ausführungen in Agamben, Giorgio: *Die Sprache und der Tod. Ein Seminar über den Ort der Negativität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2007, insbesondere S.50f.

der Georg-Büchner-Preisträger Marcel Beyer in seinem prämierten Essayband *Das blindgeweinte Jahrhundert* beschreibt – „unverzichtbar [gilt], Bilder der aus dem offenen Bauch eines brüllenden Mannes hervorquellenden Gedärme zu zeigen, wollte man Kindern die jüngere deutsche Geschichte näherbringen“⁽⁷⁴⁾ und mehr noch, dass Vergangenheitsbewältigung in der Literatur nach Auschwitz⁽⁷⁵⁾ doch noch möglich ist, denn Hubys Stimme bleibt⁽⁷⁶⁾ und lebt in seinen Büchern als die Erinnerung des Lesers weiter. Und auch wenn der autobiographische Hintergrund nicht zu verleugnen ist, Felix Huby verfährt mit *Heimatjahre*, *Lehrjahre* und *Spiegeljahre* genauso, wie es einst Joseph Breitenbach so schön verlauten hat lassen: „Ich habe mich immer – so ist mein Leben gewesen – in die Welt projiziert, aber ich habe nie die Welt in mich hineingezogen, um sie zu verdauen.“⁽⁷⁷⁾ Das erzählte Erinnern von Felix Huby ist folglich nicht nur reine Vergangenheitsbewältigung oder Aufarbeitung und somit, wie Ariane Eichenberg es in ihrer narrativen Analyse zeitgenössischer Generationsromane zusammenfasst:

„nicht nur ein politisch und gesellschaftlich notwendiges Geschehen, sondern [es] ist zudem noch geheimnisvoll, spannend und faszinierend. Die eigene Biographie bekommt eine besondere, fast spektakuläre Bedeutung. Einen in den Nationalsozialismus verwickelten Großvater, Vater oder Bruder zu haben ist ein Umstand, der gesellschaftsfähig geworden ist und mit dem ein Verlag auch werben kann.“⁽⁷⁸⁾

Erzähltes Erinnern ist in dieser Hinsicht kein reines Zusammentragen erlebter Fakten des autobiographischen Ichs mehr, sondern darf analog dazu auch

(74) Beyer, Marcel: *Das blindgeweinte Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2017, S.25.

(75) Vgl. hierzu die Aussage Theodor Adornos in seinem Aufsatz *Kulturkritik und Gesellschaft*, dass „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, barbarisch“ [sei]. In: Adorno, Theodor W.: *Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft* (1951). In: Ders.: *Kulturkritik und Gesellschaft I*. Gesammelte Schriften. 10.1. Bd, Hrsg. von Rolf Tiedemann. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998 (Suhrkamp 1977), S.30.

(76) Vgl. Laermann, Klaus: Die Stimme bleibt. In: *zeit.de*, letzter Zugriff am 04.12.2019.

(77) Vgl. hierzu: Durzak, Manfred: *Gespräche über den Roman*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S.51.

als gezielte Aufforderung zu einer Suche nach dem wiedergefundenen Geschichtsbewusstsein im kollektiven Gedächtnis nach dem Gedächtnis fungieren. Auf diese Weise sind die *Lehrjahre* sowohl erinnerndes Mahnmal und Paradigmenwechsel zugleich, indem vom Autor der Geschichtsdiskurs als kritische Beurteilung von nicht mehr Auszulöschendem dargestellt wird, vom Leser dagegen „subjektive Zugänge zur Vergangenheit“ gesucht werden.⁽⁷⁹⁾ Dieses „dialektische Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart im Bewusstsein des Autors, der sein vergangenes Leben in Bezug auf seine jetzige Gegenwart und Zukunft hin ordnet“⁽⁸⁰⁾ sucht m.E. in den genrespezifischen Werken der Gegenwarts- und Unterhaltungsliteratur in Deutschland seines Gleichen. Die erzählte Erinnerung der Heimat ist nicht mehr Schandfleck oder wie es in Walter Kempowskis *Heile Welt* (1998) heißt: „Ein jeder kehre vor seiner Tür. Er findet genügend Schmutz dafür“⁽⁸¹⁾ sondern sie bietet die Möglichkeit zur offensiven Auseinandersetzung mit literarischen Mitteln und ist daher für das kulturelle Gedächtnis der Gegenwart ein unschätzbares Dokument und zugleich Eingeständnis für eine im Sinne der Gemeinschaft bewusst geforderte, neue Erinnerungskultur, die Huby in *Lehrjahre* meisterhaft darzustellen fortgesetzt und im letzten Band der Trilogie *Spiegeljahre* mit den politischen Geschehnissen der 1970er Jahre zu einem gelungenen Abschluss gebracht hat, auch wenn die erzählerische Leistung trotz der interessanten Thematik von Anti-Atomkraft-Bewegung gegen das Kernkraftwerk Wylh bis hin zum Radikalenerlass und Deutschen Herbst inklusive Sartre-Besuch in Stammheim im Gegensatz zu dem fulminanten *Heimatjahre* an der

(78) Eichenberg, Ariane (2009: 85). Exemplarisch hierfür ist auch der 2018 beim Verlag Schöffling & Co herausgegebene autobiographische Roman *Sintflut in Sachsen* von Bernd Wagner, der die Flucht des Vaters von Sonthofen im Allgäu nach Leipzig spektakulär schildert und trotz der damaligen politischen Umstände das Geschehen eher abenteuerlich und packend als schockierend darstellt. So sagt der Ich-Erzähler über die Geschichte seines Vaters: „An diesem Punkt der Erzählung war mir immer, als säße ich selbst auf dem Sozius und flöge mit ihm auf einer unserer Sonntagstouren über die Berge“ (Wagner 2018: 15).

(79) Eichenberg (2009: 85).

(80) Ebd., S.87.

(81) Kempowski, Walter: *Heile Welt*. München: Albrecht Knaus Verlag, 2018, S.325.

Qualität ihrer sprachlichen Deutungskraft verloren hat. In seiner Danksagung, am Ende von *Spiegeljahre* sagt Huby dann: „Mein Dank gilt auch meinem Verleger Hubert Klöpfer dafür, dass er nicht lockerließ damit, mir diesen dritten Roman der Trilogie „Heimatjahre“, „Lehrjahre“ und nun „Spiegeljahre“ abzufordern.“⁽⁸²⁾ Fast klingt es da dann so, als ob Huby diesen Roman gar nicht hätte schreiben wollen. Aus Beanspruchung dem Verlag gegenüber, hat er aber nun einmal zu Papier gebracht werden müssen. Und leider liest sich der Roman mit genau ebenjener gezwungenen Intention, und im Vergleich zu *Heimatjahre* fehlen sowohl in *Lehrjahre* als auch später dann in *Spiegeljahre* die Liebe für das Detail und die Fähigkeit des Sprachvirtuosen, der Huby ja ohne Zweifel ist. Als Leser fragt man sich zu Recht, wo die akribisch ausgestaffierten Naturbeschreibungen und kongenialen Charakterzeichnungen hingekommen sind und wo die *Spiegeljahre* den nun schon zum dritten Mal auf den Buchrücken gezimmerten Satz von *Die Zeit* erfüllen: ‚Manchmal genügt ihm ein Satz, um eine Figur zur Person zu machen und seine Handhabung der Sprache ist dabei unübertroffen? In *Heimatjahre* und zumindest in Ansätzen klang in *Lehrjahre* jeder einzelne Satz, und sei es auch von einer noch so unbedeutenden Nebenperson, aufrichtig und ehrlich. Genauso, als ob die Figur ihren Anspruch darauf erheben würde, tatsächlich zu einer realen Person, zu einem realen „Ich“ zu werden. In *Spiegeljahre* ist dieser Zauber aber längst wieder verpufft, die Figuren bleiben einsame in das Zeitgeschehen taktlos reinstaffierte und distanziert agierende Marionetten. Auch wenn sich die Erzählung auf einer höchst brisanten und durchaus spannend zu verfolgenden, politischen Erinnerungs-Bühne präsentieren will, Huby schafft es leider nicht, an die beiden vorangehenden Teile anzuknüpfen. Aus dem einstigen Bildungsroman ist ein Einbildungsroman geworden, der nun hoffentlich (in sich) abgeschlossen ist. Dennoch, eine Trilogie wie *Heimatjahre*, *Lehrjahre* und *Spiegeljahre* sind Ausnahmen in der Gegenwartsliteratur und sollten trotz ihrer kleinen Schwächen die Achtung erfahren, die ihnen

(82) Huby, Felix: *Spiegeljahre*. Tübingen: Klöpfer & Meyer, S.361.

gebührt. Am Ende aber liest sich der letzte Band genauso, wie der in beruflichen Fragen etwas reifer gewordene Spiegel-Korrespondent Christian Ebinger seine Arbeiten nun für das Abend-Fernsehen schreibt: „in einem Zug [...], möglichst ohne lange abzusetzen.“⁽⁸³⁾ Huby scheint damit seinen Meister gefunden zu haben, dem sein Wilhelm abhanden gekommen ist⁽⁸⁴⁾, der analog dazu aber genau das zu evozieren vermag, was *prima facie* im poststrukturalistischen Sinne als Dekonstruktion definiert werden könnte: „konstruktive Wiederaufnahme zum Zwecke der Radikalisierung und Modifikation“⁽⁸⁵⁾, was im Falle von *Lehrjahre* die Autoreflexivität erzählter, valorisierter Erinnerung ist, die in ihrem eigens ihr zugesprochenen Erinnerungsraum als eine in unserer, i.e. für den Leser der kritischen Selbstreflexion unterworfenen Gegenwart in einem kontinuierlichen *nunc stans* verweilt und damit dem Leser exakt dasjenige Element wiedergibt, was in den vielen anderen, hier angeführten Texten als schon verloren zu betrachten galt: *die Lust am Text*.

⁽⁸³⁾ Ebd., S.304.

⁽⁸⁴⁾ Die Ausführungen an dieser Stelle beruhen in großen Teilen auf einer zu früherem Zeitpunkt vom Autor der vorliegenden Arbeit verfassten, nicht mehr zugänglichen Rezension die hier in leicht variiertes Form wiedergegeben wird.

⁽⁸⁵⁾ Jahraus, Oliver: *Literaturtheorie*. Tübingen/Basel: A. Francke Verlag, 2004, S.320.